Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 10

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667166

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XLIV. Jahrgang | Zürich, 15. Februar 1941 | Heft 10

Du Mensch in dieser Zeit ...

Der Halm
im Gräsermeer,
sieh ihn erzittern!
Und doch, der Halme Heer,
ist seine Kraft nicht Überschwang,
der ew'gen Wiederkehr vertraut Gesang,
ein Traum, umdroht von Sturmgewittern?

Das Blatt
für sich allein,
du spürst es beben!
Und ist doch fest im Sein.
Im Blätterrauschen Windes Saitenspiel,
es ankert am Geäst mit dünnem Stiel,
und auch sein Wirbeltanz jauchzt: Leben!

Du Mensch
in dieser Zeit,
was nützt dein Bangen?
Sein heißt Vergänglichkeit!
Bist auch im All nur Blatt und Halm,
ein Hauch im ewig rauhen Schicksalspsalm,
im Chor des Weltsturms eingefangen.

J. Zerfaß.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyrigt by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Die erste Schule.

Wir wohnten in einem Schulhaus, meine Mutter war Arbeitslehrerin, den ganzen Vor- und Nachmittag hörte ich im linken Flügel das Summen der Buben, im rechten Flügel das Lispeln der Mädchen aus dem Erdgeschoß herauf. Spielte ich im Garten, so vernahm ich, wie die Lehrschwestern mit den schwarzen Hauben meist so gütig, der Lehrer bei den gröbern Knaben meist so scharf dozierte und ab und zu den Stecken sausen ließ. So war ich an die Schule und Schüler gewöhnt, aß sogar mit dem Schulmeister am gleichen Küchentisch, fürchtete ihn gar nicht und sträubte mich doch heillos vor dem ersten Gang in die enge, verschnitzelte, den Morgen und die Freiheit des Kindes stehlende Schulbank.

Der Lehrer meinte es gut. Er bemühte sich ehrlich. Aber was half das, wenn aus diesem Brunnen, der uns tränken sollte, nur brave Pflicht, aber so wenig Begeisterung und so viel Langeweile floß. Pflicht gibt Brot, jawohl, aber Liebe gäbe Butter und Honig dazu.

So habe ich die Erinnerung an schöne Gerechtigkeit und treue Arbeit des Lehrers; aber wenn das zwei stramme Palmen sind, so genoß ich wenigstens davon wenig Schatten und sehe weitum Sandwüste. Vielleicht ist das eher meine als des Lehrers Schuld. Denn ich war furchtbar beschäftigungsbedürftig, aber nur in dem, was mir gefiel, in Geschichte, Geographie, Lesebuch, Religionsunterricht. Im andern blieb ich träge und unaufmerksam. Doch gerade in diesem andern war der Lehrer stärker und dringlicher.

Das Schönste an der Schule war für mich die Pause, das Zum-Fenster-hinaus-Gucken, das heimliche Lesen unter der Banklade, kurz: das Verbotene, die Nichtschule. Im Lesebuch gab es eine Menge aufregender Geschichtlein aus der Geschichte. Dann besaß ich von den Züricher und Berner Verwandten noch das Lesebuch ihrer Sekundarschulen. Diese Blätter tastete ich nicht bloß mit den Fingern, sondern mit dem ganzen lebenheischenden Knabenherzen ab. Ich hielt sie während dem Schönschreiben, Rechnen, den Schuldscheinen, Quittungen, Geschäftsbriefen immer auf den Knien.

Diese unvergeßlichen, mit Bildern gesegneten Histörchen: Wie man im Pfahlbaudorf lebte, fischte, jagte, wie die Helveter auszogen, wie die Römer kamen, Cäsar, Cäsar, Cäsar! Das gewaltige Rom, aber noch gewaltiger der Katakombengeist. Polykarps Traum vom brennenden Kissen, Ignazius vor die Löwen, Konstantins Sieg, die bärtigen Mönche in unserer Wildnis, Heinrich der Finkler, die Ungarn, festgemauerte Städte, das berühmte Kloster St. Gallen, Äpfel unter die Schüler geworfen, aber keiner steht auf, sie deklinieren weiter: der Tisch, des Tisches, dem Tische — die Kreuzfahrer, Saladin und der hinreißende Held Barbarossa. Und die Vögte und unsere Schlachtfelder, Lawinen, Wildbäche, Lämmergeier und Bergstürze. Und Kannitverstan und Stephansdom und Kolumbus und das aus Eis und Feuer geborene Island. Welche Fenster und Türen gehen auf, welche Winde blasen hinein, wie weit man sieht, bis zum Porzellanturm in China, zum Schwerthai in Westindien, zum Grizzlibär im Felsengebirge. Welt, o Welt, ich spanne die Arme, aber ach, die enge Bank und der noch engere Schnauf!

Aber im Sommer ging das Lesen vom Buch in die Landstraße hinaus, vom Papier ins Leben. Da fuhren die vielen Kutschen mit Zwei- und Viergespann und die gelbe, hochgieblige Post sogar mit fünf und sechs Rossen am Garten vorbei. Das war nicht wie heute, wo jeder im Auto vorbeiprotzt und sich Herr Babylon und Salomon schelten läßt und wo von Dutzend Baroninnen elf ganz gewöhnliche Kartoffeln sind. O nein, damals mußte das, was heute fährt, zu Fuß gehen (und war der glücklichste aller Touristen!). Was aber damals fuhr, gibt es nicht mehr oder erst, wenn die Straße wieder dem Wanderschuh und den fröhlichen Pferdehufen gehört und das Auto fern davon seine eigenherrliche Bahn hat. Jetzt ist es ein Tyrann und Räuber der Straße und verscheucht diese köstlichen Menschen.

Man sagte wohl, sie kämen von Luzern und wollten nach Interlaken. Aber eigentlich kamen sie von den Adelssitzen Englands, von den Universitäten der Union, von Königshöfen, aus Stuben des Ruhms, des Opfers, der Resignation, der Weltnützlichkeit, vor allem kamen sie aus reiner Liebe und Beschaulichkeit für das schöne Gebirgsland. Sie hatten Geld, gut. Aber sie hatten noch mehr: Liebe, und, passet auf, sie hatten noch Größeres: sie hatten Zeit. Wenn wir ihnen Blumen zuwarfen, lächelten sie oder warfen uns Süßigkeiten, ja, Silber zu und wünschten, daß der Postillon langsamer fahre, und fragten etwa, wie der Berg dort heiße, der graue, worauf dann der Spichtigtoni schwerfällig und in melodischer Mundart sagte: „Oh, das ist ein alter, ein ganz alter Berg!" Sie lachten, tätschelten ihn auf die braune Backe und sagten: „So heißt er einfach Berg?" „Ja", betonte der Bub wichtig, „geradeso heißt er: Berg."

Und aus einem eleganten Landauer lehnt sich eine Prinzessin Bourbon und zeigt auf Elvezio Fransiolis Wiese, wo die lebkuchenbraunen Kühe weiden und ein friedlicher Stier mit ihnen grast. Und das alte Fräulein mit dem vielen falschen Haar frägt auf deutsch: „Warum so viele ‚Madame' und nur ein ‚Mussiö'?" Jetzt lachen wir. Oh, wie wir lachen! bis der Kutscher mit der Geißel droht. Aber er lacht auch, und die Prinzessin sagt: „Brav, lustike Kind, lustike Kind, brav!"

So fuhr der Bayernkönig vorbei, der Märchenkönig. Wie bildschön er damals war! Wie gerne zogen ihn die geschmückten rassigen Rappen. Deutsche Prinzen und alemannische Könige folgten, frisch die einen, gemütlich die andern. Dann ein Napoleon und ein Orleans. Wo waren die Kronen? So mageres Haar, so müde Gesichter, statt des Zepters eine dicke Zigarre in der Hand, die Armen! Und weiter Gladstone, der Gewaltige. Er las etwas vor, und steif horchten zwei

langgesichtige Damen. Dieser Adler der Redner und doch so ein Tor! Vorlesen soll er in seinen Rathaussälen, aber jetzt heftig herumgucken, denn so etwas wie unser Obwalden sieht er nicht wieder. Don Pedro, Brasiliens letzter Kaiser, genau mit dem weißen Bart, den er auf den Briefmarken zeigt, rollte mit geduldigem Lächeln vorbei. Ach, dem machte wohl sein ungeheures Reich und die ungeheure Krone Kopfweh. Jetzt hatte er sie wohl in dem großen, goldnägelbeschlagenen Koffer und trug dafür ein Seidenmützchen im Haar. Wagner und Liszt, Edison und die beredten Gegner Louis Veuillot und Bischof Dupanloup, Kardinäle, Moltke, indische Rajas und General Booth, wir sahen sie alle, aber wurden sehr böse, als Adelina Patti mit drei Kutschen vorbeifuhr, schlafend und keine Nachtigall auf dem Munde, wie man uns doch versprochen hatte. Auch von einem Amerikaner wird berichtet, der immer lache und andere zum Lachen bringe: Marc Twain. Heißt man das in Amerika lachen? Er zog die buschigen Brauen zusammen, stellte den Schnurrbart vor und sah aus wie Sauerampfer. Er hatte schon zweimal auf kurzer Strecke eine Rast einschalten müssen, weil das eine Pferd, ein Fuchs, verweigerte, im Takt mit dem Kamerad zu laufen. Und doch fehlte ihm nichts. Das nahm dem weltberühmten Humoristen schon den Humor. Aber zu Hause wird er ein witziges Abenteuer daraus erschwindeln. Hätte ich damals schon gewußt, wer er eigentlich war, ich hätte ihm zugerufen: Du Verstellungskünstler!

Aber wir Kinder wußten nur, daß dies alles berühmte Leute seien, das Gerücht ging ihnen durch die Zeitung oder die Gasthöfe, wo sie einkehrten, munter voraus. Uns schienen sie eigentlich furchtbar gewöhnlich, fast immer unappetitlichen Gesichts, doch waren sie meist wach, hell und lustig und darum uns doch nicht unlieb.

Die obersten Eidgenossen freilich hatten keine eigenen Kutschen und bestellten einen ordinären Platz in der Allerweltspost. Ja, der Bundespräsident ging sogar zu Fuß bis Lungern, mit einem Bambusstöcklein, und trocknete die vaterländische Stirne mit einem ungeheuren, dunkelblauen Sacktuch.

„Schön haben es diese Menschen", zirpten die Mädchen, „können Kutsche fahren Tag und Nacht."

„Aber sie müssen weiter und weiter", brummten die Buben, „wie der Ewige Jude; sie dürfen nicht wie wir hier am See bleiben, barfuß laufen und kuhwarme Milch trinken."

Dann liefen wir wieder in die Schulstube. Ach, wie dunkel war sie jetzt!

Was mußten erst die Bergbauernbuben leiden! Sie wollten ja nicht studieren wie ich. Sie wollten Luft, Wiese, Wald. Ihre starken Glieder sprengten schier die Bank auseinander. Ihnen wurde wie einer Gemse hinter Gittern. Acht Jahre Schulbank, es war zum Verzweifeln. Wenn ich denke, wie sie ihre massiven Leiber in die Enge hineinmarterten, wie ihre schweren Hände, die schon molken und Rinder am Horn führten, sich mit dem zerbrechlichen Griffel stundenlang abgeben mußten, dann fällt mir mehr als je auf, woher denn der Staat das Recht zu dieser Bank- und Griffelzwängerei nehme, ob das Wort Allgemeinbildung denn allen Freiheitsraub rechtfertige. Viele, viele Schulkinder sind Märtyrer.

An den jährlichen Examen glänzten wir nicht. Es kam der prachtvolle allmächtige Sachsler Magistrat Landammann Hermann, es kamen Pfarrer und Helfer und etliche Ratsherren, wir Buben steckten im steifen Sonntagskleid und in einer noch steifern, hölzernen Unbeweglichkeit, das gerade Gegenteil der Mädchenschule.

Aber dieser Vormittag bekam doch einen kurzweiligen Wellenschlag durch den Schulinspektor Ignaz von Ah. Dieser Pfarrer von Kerns, ein Sachsler von Geburt, war die geistliche Berühmtheit Obwaldens. Ein untersetzter dicker Mann mit krummen Beinen, einem schielenden Auge, einem kropfigen Hals, langen Silberlocken, aber dem Zeichen des Genies auf Stirne und Mund, so stürzte er mit übersprudelnden Lippen in unsere Schulstuben. Naiv wie ein Kind, unruhig wie ein Zigeuner, weise wie ein Denker war er gefürchtet fast mehr als geliebt. Denn auf seinem Munde wuchs der Witz, auch der Schelmenwitz, wie Gras. Niemand sang so schön die heilige Messe und predigte so gewaltig von der Kanzel, aber niemand holderte und kolderte auch so ungeniert durch den Tag, so daß sich das Sprichwort bildete: Wenn er in der Kirche ist, sollte man ihn nicht mehr hinaus, wenn er draußen ist, nicht mehr hinein lassen. Sein schlagfertiger Geist hatte ihm eine solche Überlegenheit gesichert, daß ihm alles mit Hochachtung begegnete und seine Sprüche, bitter oder süß, wie Goldmünzen auffing.

Er war ein unberechenbarer Mann und insofern der Schrecken aller Schulmeisterlichkeit. Alles Mechanische war ihm zuwider. Eigenes Denken und Verstehen stand ihm obenan, und Schule für das praktische Leben. Indem er selbst exa-

minierte, wurde es gar oft ebensosehr ein Examen der Lehrer, wie der Kinder. Aber es war kurzweilig, blitzte und hieb durch jede Minute, regnete Späße und warf uns mit Hüst und Hott das verklebte Gehirn auseinander.

Einmal nahm er das Amtsblatt aus dem Rock, das jeden Samstag die Verhandlungen der Behörden, die öffentlichen Bekanntmachungen, die Versteigerungen, Konkurse, Käufe und Verkäufe, Geburten, Hochzeiten, Todesfälle, die Erlasse für Steg und Weg, Steuer, Wasser und Feuer, Vieh und Markt, Prozesse und Verträge publiziert und auf wenigen Seiten das gesamte vaterländische Leben darstellt. Vom Titel bis zum letzten Satz, Wort für Wort, nahm der Inspektor das Blatt mit uns durch. Aber vor diesem lebendigsten, praktischen Wissen standen wir wie Ochsen am Berg. Doch fühlten wir deutlich: Das nun wäre eigentliche Schule.

Ein andermal gab es nichts als Hebels Gedicht: Weischt, wo der Weg zuem Guldi isch? Und wieder blieben wir vor dieser goldenen Weisheit des täglichen Lebens stumm wie Fische, verstanden die famosen Treffer nicht und staunten hernach über ihre Selbstverständlichkeit.

Ignaz von Ah hat auch Theater verfaßt. Der Löwe von Luzern hieß eines. Ich sah es später als Sarner Student in Stans aufgeführt. Drei Bilder sind mir geblieben: im Anfang ein Kilbitanz mit hinreißender alter Musik, dann Ludwigs XIV. Kammerdiener, der sich empört, weil der Audienzsucher keine silberne Schnalle an den Schuhen trägt, während es im selben Moment dem Königtum um den Kopf geht; endlich wie die Schweizergardisten vor dem sichern Tod durch die Volksmeute ihr heiliges Banner in eine Gruft hinunterrollen. Aber all diesem für den Augenblick mitreißenden Dichten fehlte die Reife, die Ruhe, die Geläutertheit. In diesem frommen Priester wogte eine große Welle Vagabundenblut auf und ab und jagte das Herz oft aus dem Gleichgewicht. Er ist auch unerwartet, in kurzer stürmischer Krankheit abgetreten, und ein sagenhaftes Andenken umgibt ihn bereits. Als seine rasche vierschrötige Gestalt nicht mehr über die Straße wanderte und sein unermüdlicher Bariton nicht mehr die Ohren füllte, da schien eine Weile Obwalden wie ausgestorben.

Viele seiner Predigten sind gedruckt, so auch die berühmte Käsepredigt. Er nahm kein Blatt vor den Mund, auch wenn der schweizerische Bundespräsident oder ein Kirchenfürst unter der Kanzel zuhörten. Wäre von Ah Advokat, Parteiführer oder Professor geworden, er hätte ohne Zweifel Mächtiges geleistet, aber bei seinem ungeheuerlichen Temperament sicher gehörig über die Stränge gehauen und vielleicht ebensoviel Sturm als Friede ins Land gebracht. Nur das Priesterkleid und der weise, heilige Zwang, den es auferlegt, konnte einen solchen Feuergeist bändigen und mit kongenialer Arbeit sättigen.

Wir Schulbuben begriffen damals nur die humorvolle Seite dieses Originals und mußten über seine handfesten Witze lachen. Aber der Lehrer fühlte wohl neben diesem saftigen Leben die Dürre und Dürftigkeit seiner Theorie deutlicher als je. Aber dann tröstete er sich: „Oh, wenn der Inspektor alle Tage in diese Schulstube kommen und dozieren müßte... immer am gleichen Block hobeln und hobeln und hobeln, oh, der Spaß würde ihm auch ausgehen, und es gäbe Späne... ja, Hobelspäne wie bei mir!"

Die zwei Brüder.

Aber die Kanone stand da, trächtig und drohend, und sollte bald genug losdonnern. Oh, Beat Buchli, hättest du gewußt, wohin der Schuß ginge, wahrlich, du hättest minder heiß geladen.

Sein Bruder Gerold hatte das Gymnasium mit Gloria beendet. Unter den Klausuraufsatz in Latein hatte Rektor Augustin geschrieben: alter Cicero! Als der Lehrer diese zwei großen Worte las, fühlte er sich für hundert durchgekritzelte Nächte hundertfach bezahlt. Ein zweiter Cicero!

Wer weiß, was nun im Jüngling Gerold vorging. Er war achselhoch über den ältern Bruder hinausgewachsen, ein baumfester Bursche, mit gelblichem Schnurrbart und soliden, aber ungeschickten Hosen. Tief mußte er sich zu Beat hinunterbeugen beim Reden und noch tiefer beim Gehorchen.

Wohl, er gehorchte, entgegen seinen innern, lebenssüßen Stimmen, und ging mit einem Stipendium und Beats so sauer erworbenen Zuschüssen in die Theologiestadt am Inn. Da setzte er sich vor die Pulte der Dogmatik, Moral, Exegese und hoffte, seine widerspenstige, nach goldener Weltlichkeit lechzende Seele nach und nach bei so berühmten Gottesgelehrten mit Ergebung ins geistliche Gehege einzuschließen.

Wäre er ein reicher Junge gewesen, er würde das kaum probiert haben. Er hätte sich auf die Rechte oder auf Literatur und Historie geworfen. Für all das hatte er Hang. Aber bei uns in den Alpen ist es für einen Mittellosen schwer und war es vor fünfzig Jahren doppelt schwer, bei

Engadiner Hochwinter. Photo Feuerstein, Schuls-Tarasp.

noch so viel Trieb und Talent für weltliche Fächer etwas anderes zu tun, als den Theologenfrack anzuziehen und Geistlicher, allenfalls noch ein Schulmeisterlein zu werden. Nur dafür gab es vornehmlich Stipendien.

Freilich, der angehende Theologe durfte auch die sieben Dörfer Obwaldens abgehen und oft demütigender als ein Hausierer an den geldfesten Häusern läuten, das vom vielen Mustern schon ganz welke Schulzeugnis zum soundsovieltenmal vorlegen und um eine Gabe zum Geistlichwerden bitten. Es ist wahr, viele in diesem gutkatholischen Ländchen boten mit Herzlichkeit einen Ein- oder Zweifränkler und spaßten sogar: Mach schnell und brülle dann nicht wie ein Löwe von der Kanzel und sei ein Lamm Gottes, wenn wir zur Beichte vor dein Gitterchen knien! — Aber andere machten so starre hartgeschnitzelte Gesichter wie ihr verriegelter Nußbaumkasten und keiften: Schon wieder einer! — Und es war ungemütlich, wie so ein Knicker die Hornbrille aufsetzte und laut und zänkisch buchstabierte: Latein! eine Vier, hoppla, eine Sechs müßtest du haben. Wie kannst du Messe lesen mit einer Vier im Latein? Und Algebra ... was ist das? ... aha, Rechnen ... Algebra eine Drei! Meinst du, ihr Theologen könnt nur so in den Sporteln schwimmen, müßt nicht rechnen wie unsereiner? Ja, ja, bequem werden heutzutage die jungen Herrchen. Und da soll man seine raren Batzen ins Blaue hinauswerfen, und am Ende wird der Kerl ein ewiger Student, ein Bierfaß und sattelt zuletzt in irgendeine faule Dummheit um ... Oh, nicht den Kopf schütteln, Naseweis! Alles schon dagewesen, alles schon dagewesen.

Und die Frau hat dazu dutzendmal genickt und geseufzt und sagt jetzt: „Auch hat es ins grüne Obst gehagelt, und jetzt haben wir die Maul- und Klauenseuche in den Ställen und schier kein Futter. Da nimm den Franken und komm lange nicht mehr!

Ei, das war sauer. Aber die echten Theologiestudentlein, ha, die sind ein zähes Volk. Haben eine himmelblaue Begeisterung und eine Haut wie Leder. Nehmen den Franken und bedanken sich lachend. Jedoch unter der Haustüre bröckeln sie aus den Zähnen hervor: Wart, du Filz, bis ich dich einmal zwischen die Finger kriege. Hast du nicht dem Bunzliklaus Geld zu sieben Prozent geliehen? Dir will ich einmal die Kutteln[1] gehörig putzen, wenn ich predige, daß eher ein Kamel durchs Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel geht.

Und sie walzen weiter und pfeifen leise und haben eine gute Nase, wo ein Zweifränkler, ein Fünffränkler oder nur ein schmaler Halbfränkler zu haben ist, aber klopfen bei allem Humor doch nicht an den Hosensack, damit es nicht unnötig klirrt. Und sie schonen die Armut. Aber da widerfährt ihnen doch ein Schnitzer. Denn sieh, dort kommt ein wirrhaariges Anneli nachgesprungen, streckt eine große, vom Pressen im hitzigen Händchen ganz warm gewordene Münze entgegen und schimpft lustig: „Warum bist du bei uns vorbeigegangen? Haben wir etwa nichts? Haben wir nicht auch sechs Hühner, die jetzt immer legen? Und ich noch vier Küngeli?[2] Da nimm! Und sollst beten für d'Mutter! Und wenn du Nastücher hast, will sie dir alle zeichnen ...

Eija, das ist das Kind der lahmen Witwe Babi. Sie kann nur noch ein Bein und einen Arm recht regen und hinkt in so trauriger Halbheit noch herum und spannt fast dem ganzen Dorf die Nastücher in einen Rahmen und zeichnet wunderfeine Anfangsbuchstaben hinein. Denn sie hat das scharfe Auge und den melodischen Schwung einer Katze bewahrt. Wie mag sie das schwere Silber geborgen haben bis heute! Es verbrennt dem Theologen schier die Hand. Seine Knabenaugen werden feucht. Und da ihm das schmollende Gof[3] doch ein Kußhändchen gibt, als wäre er schon Pfarrer, wird ihm ganz priesterlich zumute, und er wünscht, wenn möglich und tunlich wäre, alle sieben Sakramente über Babis Häuschen auszugießen. Aber zum süßen Fratz sagt er tröstlich: „Anneli, mach' nicht so einen Lätsch[4] und sag' der Mutter, daß es noch Wunder gibt, alle Hände Gottes voll, und daß ein solches Wunder wie der Blitz in ihre Glieder fahren und die Bande lösen kann!" ...

Die Bande lösen! Das war geredet wie das Evangelium, und das Kind läuft rechts und der Theologe links von dannen, eins seliger als das andere.

Oh, ja, so gehen unsere echten, von Weihrauch und Altar träumenden Theologen durch die sieben Dörfer, mit dem einen Bein wie Bettelsöhne, aber mit dem andern wie Kronprinzen des Himmels.

*

[1] Eingeweide.

[2] Kaninchen. [3] Kind. [4] schmollende Miene.

Jedoch Gerold war kein echter Theologe und da gehen beide Beine wie Bettler und helfen auch die schönsten Sechser im Zeugnis nichts. Der bäumige, aber im Grunde so weiche Jüngling litt schwer, rümpfte die Stirn, rang nächtens, sah tags keine Sonne mehr. Er glich einer unserer wuchtigen Weiden am See. Sie protzen nach außen mit knorrigen Rinden, aber haben innen so weiches Mark und lassen alle Blätter so düster hängen.

Wie begreiflich! Sattelte ein Theologe um, so galt er im Volke als Abtrünniger. Ungeduldig wartete das ganze Land auf seine erste heilige Messe, wozu es sich lohnte, ein Paar Schuhe zu durchlaufen. Und nun, so nahe dem Himmel desertiert er aus der Garde der Erlesenen in den Staub der Gewöhnlichkeit. Das war unverzeihlich. Seine ganze Verwandtschaft fühlte sich entehrt, Kinder zeigten finster auf ihn. Und wie sich flink Unheiliges zu Heiligem gesellt, regte sich auch sofort der Krämerinstinkt des Volkes und rechnete mit dem Unglücklichen ab: Wir haben dir das Geld zum Geistlichwerden gegeben, soundsoviel! Du bist bezahlt, also!

Die Türen waren ihm fortdann, wenn nicht versperrt, so doch schwierig gemacht. In dieser alttestamentlichen Gerechtigkeit dachte unter Hunderten vielleicht nur Annelis Mutter daran, wie Unsägliches der Extheologe litt, wie unschuldig, ja, wie ehrlich und tapfer er eigentlich war und eher Lob verdiente, weil er sich und die Mitmenschen nicht betrügen wollte.

Denn Gerold kannte solche Schwache, die zweifelten, zauderten, mit allen Sinnen in die warme Weltlichkeit zurückkrebsen wollten, aber aus Angst vor der verdammenden Heimat und der Zukunft zwischen Tisch und Sessel den Schritt nicht wagten und Halb- oder Viertelsdiener eines Amtes wurden, das mehr als jedes andere den ganzen Menschen heischte und von dem es keine Flucht mehr gab. Sie saßen dann auf ihren Pfründen ohne Pfingstzungen, verrichteten das Notwendige nach Regel und Ordnung und machten, wie man gerne begütigt, aus der Not eine Tugend, indem Gott ersetze, was der Mensch ermangle. Doch Gerold hatte es erlebt, oh, mit dem Heiligen ließ sich nicht spielen. Aus der Not wird keine Tugend, sondern die Tugend wird zur Not. Selten geschieht es, daß so ein Erzwingender auch ein Bezwingender wird und zuletzt mit dem Berufe organisch verwächst. Nein, nein, die meisten werden müde, langweilige, zerstreute Pfründler, ihre Predigt tönt matt, ihr Credo hat keinen Schwung, und in ihrer Seelsorge lebt gar so viel weltliche Berechnung, Sparkasse, Liebhaberei mit Uhren und Bienenstöcken, mit Jaß, Zeitungen, Vereinsmappen, humorlosen Mittagschläfchen und Eisenbahnbilleten, und das ist noch der harmlosere Teil.

Also umsatteln, Gerold!

Aber die alte Mutter, die mit verzehrender Sehnsucht am Kalender die Wochen abzählt bis zur Primiz als dem letzten Feiertag ihres Lebens und die sich seit Jahren keine Butter und keinen Wintermantel gönnt, um das Studium ihres Sohnes in aller Naivität etwas zu beschleunigen! Der Schlag wird sie treffen. Und soll ich dann ins Elternhaus zurück, immer diese zerschmetterte Mutter vor Augen, und mit den Händen, die wie ein zweiter Cicero schreiben und die heilige Hostie über die Gemeinde hätten erheben können, Geißen melken und Mist auslegen und unter den mürrischen Augen des Dorfes geistig dahinsiechen? So fragt sich Gerold dutzendmal und zerknittert die Deckel von Lehmkuhls großartig, aber so unciceronianisch geschriebenem Moralwerk. Oder soll er wie so viele obwaldnerische Habenichtse nach Amerika auswandern? Aber hiergegen sträubt sich sein Heimatgefühl. Nicht jedem ist es gegeben, das schöne Vaterländchen vom Schuh zu schütteln. Viele sterben lieber.

Hier im Kanton möchte er wirken, nur nicht von der Kanzel, aber vom Lehrpult aus, nur nicht als Katechet, aber als fruchtbarer Zeitungsredaktor, nur nicht im Beichtstuhl, aber im Rechtsbureau, im Rathaus, in der Gerichtsstube, auf dem Landenberg als sprachgewaltiger Staatsmann vor der Landsgemeinde. Schön, schön! doch ach! er ist ja kein Herrenbub und hat alles Geld und die halbe Ehre verloren.

Da marschiert er am Inn entlang mit seinen etwas plumpen, schlechtbehosten, kolossalen Bauernbeinen. Dieses Wasser rauscht aus der Schweiz hervor. Aber Gerold hört nichts heimatlich Tröstendes aus der Flut. Gehe niemand in großem Kummer an einem Flusse spazieren! Der hat eine kalte Seele und nicht die kleinste Aufmerksamkeit für dich. Er redet nur von sich, läuft gleichgültig an dir vorbei, hat sein garantiertes Ziel, der Egoist, und läßt dich hilflos am Ufer stehen und in deinem Weh verzweifeln. Auch ich stand an solchen Wassern, ich weiß es.

Da ging Gerold auf seine wohlfeile Studentenbude und schrieb einen Brief an Bruder Beat.

Vor ihm hatte er am meisten Furcht, mehr als vor der Mutter, dem ganzen Obwaldnergeschrei und der endlosen grauen Armut.

Beat war es ja, der ihn unter Darben und Schwitzen aus der Niedrigkeit der Dorfschule mit einem Ruck ins höhere Studium gehoben hatte. Er war sein Vater und Erhalter. Wie überschätzte er Gerolds Talent, er, der beim Ausziehen der Quadratwurzel schon schwitzte, während der viel Jüngere auch bei Gleichungen mit vier Unbekannten und beim Übersetzen der Chöre in der Antigone trockenes Stirnhaar behielt, aber darum wahrlich noch lange kein Genie war. Es schwitzen noch viele bei viel Schwierigerem nicht und niemand kniet vor ihnen ab. Aber Beat kniete vor Gerolds Talent ab. Ach, diese verliebte Blindheit war das Schlimmste.

Ein richtiges Kind seiner engen Träume, kam dem Lehrer nie ein Gedanke, mit solchem Überschwang von Geist könnte Gerold denn doch auch in weltlichen Berufen hochkommen, die Familie in seinem Glanze mit verherrlichen. Nein, für Beat gab es nur die Möglichkeit des Kirchenglanzes. Er hatte sich mit jedem Nerv in diese Anschauung verwachsen. Es gab Augenblicke, wo er ihn im violetten Kleid, das Kreuz auf der Brust, in jenem uralten Stuhl der uralten Alpenstadt thronen sah, auf den doch in einem ganzen Jahrtausend so wenige Erlauchte zu sitzen kamen.

Einem Wohltäter von solch tyrannischer Liebe und Vertrauensseligkeit, ach, wie sollte man ihm den Himmel auf Erden zerbrechen, ihn gar bitten, er möge noch die Scherben zusammenlesen.

Dennoch, über die schönste Zukunftslüge geht die nüchterne Wahrheit von heute und schmeckt sie noch so gallig. Und so hatte denn Gerold mehrmals in den Ferien versucht, dem Bruder von seiner wachsenden Not etwas zu verraten, freilich scheu, unbestimmt, in zaghafter Andeutung. Aber Beat verstand nichts. Während unsere Mutter oft sagte: „Kinder, achtet, wie der Gerold so einsilbig tut und immer in den Boden guckt! Den plagt etwas!" und wie sie ihn dann um so ehrfürchtiger grüßte, merkte der eigene Bruder aus nächster Nähe gar nichts. Weder das Stummsein, noch das Hinstieren in den Winkel, noch das leidende Gesicht Gerolds bei der Abreise ins zweite Theologiejahr fiel dem Lehrer auf. Gerold erkannte, er müsse Beat mit der ganzen Grobheit des Unglücks überrumpeln, alles oder nichts. Alles, dazu brachte er den Mut nicht auf.

Aber jetzt hatte er einen Brief geschrieben, aus dem seine Verzweiflung deutlich genug zitterte und schrie. Solche Zeilen schrieb kein zukünftiger Pfarrer. Ein Tauber konnte diesen Lärm der Seele nicht mehr überhören, diese Unlust zur Sutane und diese Begehrlichkeit nach der Welt. Indessen, Beat schickte eine Banknote, und in seiner schwunglosen, aber reinlichen Kaligraphie fügte er hinzu, das sei der Teufel, der Gerold plage. Je näher der Theologe dem Ziel zurücke, desto hitziger werde der Versucher. Ein gutes Zeichen! Herr Satan rieche eben voraus, was ihm dieser Obwaldner Kleriker einst schaden werde.

Bitter legte Gerold das blinde Papier weg. Ach was mit dem Teufel! Hier in der Theologenkutte steckte er und nirgendwo anders.

Der Student schrieb nicht mehr. Er wehrte sich noch bis ins folgende Semester. Aber als nun die berühmte Schere klirrte, um die Tonsur in sein ohnehin mageres Haar zu schneiden, da brach der letzte Widerstand zusammen. Und eines Nachts, genau wie mein Vater, stand Gerold an der Haustür, ein Bündelchen am Arm, müd und wirr und griff schamhaft nach dem Schellenknopf, aber er wagte doch nicht zu läuten. Er strich ums Haus, sah die ehrsame, von allen Hoffnungen gespeiste Arbeitslampe Beats am Fenster leuchten. Nein, dieses schöne, saubere Licht getraute er sich nicht zu besudeln. Beat sollte diese Nacht noch ruhig schlafen.

Weiß Gott, wo Gerold übernachtete. Jetzt, in der Frische des Morgens, da Beat noch die Schülerhefte korrigierte, trat er mit übernächtigem Gesicht und taufeuchtem Haar ein und legte das Bündel wortlos zu seinen Füßen auf den Boden. So blieb er ein paar Schritte vor Beat stehen. Er sagte nicht einmal: „Guten Tag, Beat!" Gerade brach die Morgensonne jubelnd über dem Sachslergrat hervor und lachte mit vollen gelben Backen zwischen die zwei Brüder hinein.

Auf einen Schlag verstand der Lehrer jetzt alles. So versteht man den Weltuntergang. Ihm wenigstens war, das Schulhaus breche über seinem engen Schädel zusammen. Sprachlos riß er den Mund hin und her und sah mit verzerrten elenden Zügen zum Riesen empor, der sich doch kleiner als ein Zwerg fühlte und wie ein Gerichteter tief zur Erde neigte.

Ich hatte gerade den Kaffee in der Küche ausgetrunken und holte wie gewöhnlich den großen Tintenkrug in der Lehrerstube für die Schule. Da griff der Lehrer sonderbar mit beiden Armen in

die Luft, geriet an die Brille, riß sie vom Gesicht, hauchte und putzte daran und wollte sie wieder anlegen, aber fand beinahe die Nase nicht mehr. Dann erhob er sich jäh. Ich merkte, daß etwas Großartiges geschehe, und blieb auf der offenen Schwelle mit meinem schwarzen Hafen stehen. Die beiden beachteten mich gar nicht.

Und jetzt ging die Kanone los.

(Fortsetzung folgt.)

Haselstrauch im Winter.

Haselstrauch mit nackten Ruten
denkt verwehter Sommergluten.
Eiswind fährt ihm durch die Reiser.
Stimmbehaftet, spräch' er heiser:
Winter, Rüpel ohn' Erbarm',
Kaum die Wurzeln sind noch warm.

Schon im Herbst hat's angefangen,
Nicht ein Blättchen blieb mir hangen.
Drossel, Zeisig, Fink und Meise
sind davon auf weite Reise.
Bitterarm und splitternackt
schlag' ich nun zum Sturm den Takt.

Winter lacht nur, kaum betroffen:
Schelm, dir bleibt das Weiterhoffen.
Hab' Geduld! Am Sonnenplätzchen
treibst du früh schon Blütenkätzchen.
Jedes Ding hat seine Zeit.
Heute heißt's nun: Eingeschneit!

Jakob Heß.

Fastnacht in der Schweiz.

Die Fastnacht in der Schweiz, in der sich keltische, germanische, römische und mittelalterliche, kirchliche Bräuche verbunden haben, war nicht immer nur eine Zeit der ausgelassenen Fröhlichkeit, wie es heute ihr Grundton ist, sondern sie diente im 15. und 16. Jahrhundert wegen ihrer Lustigkeit als zweckmäßiges Mittel zu gegenseitigen Versöhnungsbesuchen der Eidgenossen, wenn sie wegen irgend einer Frage in Streit geraten waren. So hat Zürich nach dem Friedensschluß, welcher den alten Zürichkrieg beendigte, 1447 eine Fastnacht gefeiert: „Zu besserer Versöhnung und Wiedereinführung alter wahrer Freundschaft und löblicher Vertraulichkeit, sowie zur Auslöschung feindlicher Bitterkeit und verübter kriegerischer Taten luden die von Zürich ihre gemeinen Eidgenossen an eine Fastnacht in ihre Stadt. Da zogen die Eidgenossen fünfzehnhundert Mann stark hin, vorbei an den Brandstätten der von ihnen verwüsteten Dörfer, über das Schlachtfeld von St. Jakob an der Sihl. In den Vorstädten, wo sie auf den Leibern erschlagener Brüder vor wenig Jahren gezecht, wurden sie treuherzig begrüßt; von den Schanzen wehten Friedensfahnen herab. Eidgenössisch und ehrlich wurden die Gäste gehalten und in frohen Spielen und Lustfahrten auf dem See ihnen manche Ergötzlichkeit geboten."

Solche gegenseitigen Freundschaftsbesuche und festliche Gastmähler bildeten das Kennzeichen des Spätmittelalters und der Renaissance-Zeit in der Schweiz. Seither haben sich die Fastnachtsbräuche mehr und mehr in den lokalen Rahmen zurückgezogen, wo sie aber zum Beispiel in den Städten, wie beim Zürcher Sechseläuten oder bei der Basler Fastnacht, als hauptsächlichste Bräuche im Jahresablauf den Tagen, an denen sie abgehalten werden, ihr ureigenstes Gepräge aufdrücken.

Die heute noch erhaltenen, alten Volksbräuche an Fastnacht — ihrer viele sind allerdings, zum Teil schon früh, verschwunden oder unterdrückt worden — sind doch noch häufiger, als man es sich sonst vorstellt. Es ist gar nicht möglich, alle im Rahmen eines Aufsatzes zu beschreiben oder auch nur zu erwähnen. Es wird also zweckdienlich sein, die wichtigsten städtischen und ländlichen Fastnachtsbräuche herauszugreifen.

Die Fastnacht dauert in den katholischen Gegenden der Schweiz von Dreikönig bis Aschermittwoch. Die meisten Bräuche entfallen auf die Zeit zwischen dem sogenannten „schmutzigen Donnerstag" und der alten Fastnacht oder Bauernfastnacht (Sonntag Invokavit). Am „schmutzigen Donnerstag", das ist der Donnerstag vor Sonntag Estomihi, wird in Luzern der Fritschi-Umzug durchgeführt, der seine Entstehung im Mittelalter hat. Die traditionellen Gestalten der Lu-